

Eine Weihnachtsgeschichte

PABLO CASALS - LICHT UND SCHATTEN AUF EINEM LANGEN WEG

Immer hat die Weihnachtsgeschichte für mich eine besondere Bedeutung gehabt.

Eine meiner frühesten kompositorischen Arbeiten - ich war damals sechs oder sieben Jahre alt - war die Musik, die mein Vater und ich für eine Aufführung von Els Pastorets, der »Anbetung der Hirten«, schrieben. Das Krippenspiel fand im Centro Católico in Vendrell statt, und ich spielte darin die Rolle des Teufels, der - recht teuflisch, wie man sich denken kann - allerlei Ränke schmiedet, um die Hirten und die Könige aus dem Morgenland daran zu hindern, nach Bethlehem zu gelangen.

Mehr als siebenzig Jahre danach, als ich nach dem Spanischen Bürgerkrieg bereits im Exil lebte, machte ich es mir zur Gewohnheit, alle meine Konzerte und Musikfestspiele mit einem alten katalanischen Volkslied zu beschließen, das in Wirklichkeit ein Weihnachtslied ist. Es heißt El Cant del Ocells, »Der Gesang der Vögel«. Seither ist diese Melodie zum Lied der heimwehkranken spanischen Flüchtlinge geworden. Heute besitze ich in dem Dorfe Molitg-les-Bains in den französischen Pyrenäen unmittelbar neben dem Grand Hôtel Thermal mit seiner schönen Mineralquelle ein Landhaus, in dem ich in den letzten Jahren während der Musikfestspiele in Prades gewohnt habe. Der Hotelbesitzer hat in einem Turm fünfzehn Glocken zu einem Glockenspiel anordnen lassen, für das ich den »Gesang der Vögel« eingerichtet habe; und nun ist diese bezwingende Melodie stündlich zu hören, stündlich werfen die Berge ihr Echo zurück. Auf der größten Glocke sagt eine Inschrift: »Ich besinge in diesem Lied Sorge und Heimweh der Katalanen.« Und weiter heißt es: »Möge es für sie morgen zu einem Lied des Friedens und der Hoffnung werden.«

Vor zehn Jahren, als der (wie ihn die Leute nennen) Kalte Krieg sich intensivte und die Furcht vor einem Atomkrieg die ganze Welt erfaßte, begann ich einen Kreuzzug für den Frieden einen Kreuzzug auf eigene Faust mit der einzigen Waffe, die mir zur Verfügung steht, mit meiner Musik. Wieder war es die Weihnachtsgeschichte, die ich aufschlug. Ich hatte ein Weihnachts-Oratorium mit dem Titel El Pessebre geschrieben, »die Krippe«. Der Text stammte von meinem alten Freunde, dem katalanischen Schriftsteller Joan Alavedra. Ich brachte das Oratorium in den Hauptstädten vieler Länder zur Aufführung. Mit dieser Musik versuchte ich, die Aufmerksamkeit auf all das Leiden zu lenken, das die Menschheit bedrückt, auf die fürchterlichen

Gefahren eines Atomkrieges, aber auch auf das Glück, das uns Menschen beschert ist, wenn wir alle brüderlich und friedlich zusammenarbeiten. Zu mir spricht die alte Weihnachtsgeschichte gerade im nuklearen Zeitalter mit besonderer Eindringlichkeit.

Wie schön und zart ist diese Erzählung mit ihrer Ehrfurcht vor dem Leben, ihrer Ehrfurcht vor dem Menschen, der Krone der Schöpfung! Man denke nur an die Symbolik, die darin waltet: Das Symbol Mutter und Kind, das Geburt und Zeugung versinnbildlicht, das Symbol der Hirten, einfache Leute, die hart arbeiten müssen und die das Neugeborene verehren, weil es eine freudenvolle Welt verheißt, das Symbol des Friedensfürsten, der nicht in einem Palast, sondern in einem Stall zur Welt kommt. Wie einfach das alles ist, und doch voll tiefer Bedeutung! Und welche Verbundenheit mit der Natur! In dem katalanischen Weihnachtslied »Der Gesang der Vögel« bringen sogar die Adler und die Sperlinge, die Nachtigallen und die kleinen Zaunkönige dem Kind einen Willkommensgruß dar und besingen es als Blume, die jedermann auf Erden mit ihrem süßen Duft entzücken wird. Und Drosseln und Hänflinge verkünden, daß der Frühling gekommen ist und die Bäume ausschlagen und das Laub ergrünt. In El Pessebre singt der Fischer:

„IM BACHE, DEM SCHNELLEN,
DA SCHAU'N MIR IN RUH
AUS SPIEGELNDEN WELLEN DIE FISCHLEIN ZU.
SIE SPRINGEN IM TANZE
IM FUNKELNDEN GLANZE
UND LEUCHTEN UND BLITZEN
WIE SILBER UND GOLD.“

Aber Alavedra weiß um die Leiden der Menschen, und so durchzieht seine ganze Weihnachtserzählung die Vorahnung dessen, was das Kind eines Tages wird zu erdulden haben; und sie findet Ausdruck im Lied einer Frau, die für die Zeiten künftiger Pein und Qual ein Leinentuch webt. Zum Schluß singen Engel und Hirten gemeinsam: »Ehre sei Gott! Friede auf Erden! Nie wieder Krieg! Friede für alle Menschen!«

Wie gesagt: Ich war sieben, als ich an meiner ersten Komposition auf die Weihnachtserzählung arbeitete, aber ich kannte die Geschichte natürlich schon vorher. Eine meiner frühesten und unauslöschlichsten Erinnerungen

knüpft sich an eine Christmette in der Kirche zu Vendrell. Ich war damals fünf Jahre alt und hatte vor ein paar Monaten begonnen, im Chor mitzusingen. In Vendrell gab es keine Mitternachtsmesse, und so sollte ich Weihnachten in der misa del gallo, der »Hahnenrufmesse«, einsingen, die um fünf Uhr morgens gelesen wurde. Nachts zuvor tat ich kaum ein Auge zu, und es war noch stockdunkel, als mein Vater in mein Zimmer trat und mir sagte, ich solle aufstehen, wir müßten in die Kirche. Als wir aus dem Hause traten, war es finster und kalt - so kalt, daß mir, obwohl ich bis zum Halse warm verpackt war, die Kälte durch meine Kleider drang und ich beim Gehen erschauerte - freilich nicht allein der Kälte wegen. Es war alles so geheimnisvoll; ich fühlte, etwas Wunderbares werde sich ereignen. Hoch uns zu Häupten war der Himmel voller Sterne, und als wir schweigend unseres Weges gingen, hielt ich meinen Vater an der Hand und fühlte, er war mein Beschützer und Führer. Das Dorf lag in völliger Stille, und in den dunklen, engen Gassen bewegten sich schattenhafte Figuren gespenstisch und auch sie in völligem Schweigen in Richtung der Kirche unter dem sternklaren Nachthimmel. Da plötzlich: ein Schwall von Licht, das durch die geöffneten Kirchenportale flutete. Wir begaben uns in dieses Licht und traten in die Kirche - schweigend, wie alle anderen Leute auch. Mein Vater spielte Orgel, und als ich sang, war es mein Herz selbst, das da sang, und alles, was mich bewegte, ergoß sich in diesen Gesang.

Von frühester Kindheit an war ich von Musik umgeben. Man könnte sagen, daß Musik für mich ein Ozean war, in dem ich kleiner Fisch umherschwamm. Musik war in mir und um mich herum; sie war die Luft, die ich atmete, sobald ich laufen konnte. Meinen Vater Klavier spielen zu hören, war für mich hellstes Entzücken. Als ich zwei oder drei Jahre alt war, saß ich immer neben ihm auf dem Boden, wenn er spielte, und preßte meinen Kopf gegen das Klavier, um den Klang noch voller in mich aufzunehmen. Ich konnte rein singen, noch ehe ich verständlich sprechen gelernt hatte; Töne waren mir ebenso vertraut wie Worte. Mein Vater pflegte meinen kleinen Bruder Artur und mich vor das Klavier zu stellen - wir waren zu klein, um auf die Tasten sehen zu können - und stellte sich selbst mit dem Rücken zur Tastatur, griff mit beiden Händen hinter sich in die Tasten und schlug aufs Geratewohl einen Akkord an. »Nun, was habe ich eben gespielt?« fragte er dann, und wir hatten alle Einzeltöne des dissonanten Akkordes zu benennen, den er angeschlagen hatte. Und schon folgte der nächste Akkord Artur war zwei Jahre jünger als ich, er starb mit fünf Jahren an Gehirnhautentzündung. Er war ein reizendes kleines Bübchen und hatte von uns beiden das schärfere musikalische Gehör.

Klavier zu spielen begann ich mit vier, und ich bin froh, daß ich gerade mit dem Klavier anfing. Für mich ist es das beste aller Instrumente - jawohl! -, trotz meiner Liebe zum Cello. Auf einem Klavier läßt sich alles, was je geschrie-

ben wurde, spielen. Geiger haben zwar ein vergleichsweise großes Repertoire, aber viele von ihnen haben oder nehmen sich nicht die Zeit, kennenzulernen, was die Komponisten für andere Soloinstrumente oder für Orchester geschrieben haben. So gesehen sind viele unter ihnen keine Vollmusiker. Mit dem Klavier verhält es sich anders; dieses Instrument schließt alle anderen in sich ein. Und darum sollte jeder, der sein Leben der Musik widmen will, lernen, Klavier zu spielen, ob er nun ein anderes Instrument bevorzugt oder nicht. Ich kann von mir sagen, daß ich ein guter Pianist war - freilich, ich fürchte, ich bin es heute nicht mehr. Meine Technik hat nachgelassen. Trotzdem spiele ich nach wie vor jeden Morgen Klavier.

Von meinem Vater lernte ich Klavier spielen, bei ihm hatte ich die ersten Kompositionsstunden; er lehrte mich auch Gesang. Ich war fünf Jahre alt, als ich im Kirchenchor den zweiten Sopran mitsingen durfte. Das war ein denkwürdiges Ereignis in meinem Leben ein richtiges Chormitglied zu sein und zu singen, während mein Vater Orgel spielte! Für jeden Gottesdienst erhielt ich ein Honorar, das sich auf etwa zehn Centavos belief, und so kann man sagen, daß dies meine erste berufliche Betätigung als Musiker darstellte. Ich nahm diese Pflicht sehr ernst und fühlte mich nicht nur für mein eigenes Singen verantwortlich, sondern auch für das der andern Chorknaben. Und wenn ich auch der jüngste unter ihnen war, scheute ich mich nicht, Einsätze zu geben (Jetzt! Aufpassen bei dieser Note!). Es sieht ganz so aus, als ob sich schon damals in mir der Dirigent geregt hätte.

Manchmal erwachte ich morgens beim Klang von Volksliedern; wenn die Dorfbewohner - Fischer und Weingärtner - zur Arbeit gingen, sangen sie. Auch wurde gelegentlich abends auf dem Dorfplatz getanzt, und manchmal gab es Feste, an denen die gralla gespielt wurde. Die gralla ist ein Rohrblattinstrument (wie ich meine: maurischen Ursprungs), ähnelt einer Oboe und hat einen sehr durchdringenden Ton. Jeden Tag hörte ich meinen Vater Klavier oder Orgel spielen: seine eigenen Lieder, Kirchenmusik, Kompositionen der großen Meister. Er nahm mich zu allen Gottesdiensten mit, Gregorianischen Choral, Kirchenlieder und Orgel Improvisationen hörte ich alle Tage. Und dann gab es natürlich noch die wundervollen Klänge in der Natur, das Rauschen des Meeres, den Wind, der durch das Laub wehte, das zarte Zwitschern der Vögel, die Melodie der menschlichen Stimme, die nicht nur beim Singen, sondern auch beim Sprechen unendlicher Modulationen fähig ist. Welch ein Reichtum an Musik! Ich ließ mich von ihr tragen, sie war meine geistige Nahrung.

Alle Instrumente erregten meine Neugier, alle wollte ich spielen. Als ich sieben Jahre alt war, spielte ich Geige, mit acht spielte ich bereits in einem Konzert in Vendrell einen Solopart. Vor allem sehnte ich mich danach, Orgel spielen zu dürfen. Aber mein Vater sagte, ich könne es nicht, so-

lange meine Füße noch nicht bis zum Pedal hinabreicheten. Wie ich diesen Tag herbeisehnte! Ich bin nie sehr groß gewesen, und die anderen Kinder wuchsen schneller als ich, so mußte ich länger als alle meine Kameraden warten, bis es auch bei mir soweit war. Und diese Wartezeit nahm kein Ende! Ich versuchte es immer wieder, setzte mich allein in der Kirche auf die Orgelbank und streckte meine Füße aus, aber ach, ich wuchs darum um nichts schneller.

Der große Augenblick kam endlich, als ich neun Jahre alt war. Ich rannte zu meinem Vater und sagte es ihm: »Vater, ich komme ans Pedal.« Er sagte: »Laß sehen!« Ich streckte meine Füße aus, und sie berührten es tatsächlich, zwar nur mit knapper Not, aber es reichte gerade hin. Mein Vater sagte: »Schön, nun darfst du Orgel spielen.« Es war ein feines Instrument, so alt wie Bachs Orgel in Leipzig. Es steht heute noch in der Kirche von Vendrell. Bald lernte ich gut genug Orgel spielen, um gelegentlich für meinen Vater einspringen zu können, wenn er krank oder anderweitig beschäftigt war.

Einmal, als ich mit Spielen fertig war und die Kirche verließ, sprach mich ein Freund meines Vaters, ein Schuhmacher, an mit den Worten: »Wie großartig dein Vater heute wieder einmal gespielt hat!« Zu dieser Zeit arbeiteten die Schuhmacher in unserem Dorf auf der Straße: da saßen sie auf ihrem Schemel. Dieser Mann war außerhalb der Kirche bei der Arbeit gesessen und hatte zugehört. Ich sagte dem Schuhmacher, meinem Vater gehe es nicht gut, der gespielt habe, das sei ich. Zuerst wollte er mir nicht glauben, aber ich versicherte ihm, daß es sich so verhalte. Er rief seine Frau und sagte ihr in großer Erregung: »Das war nicht Carlos, der heute Orgel gespielt hat. Du wirst es nicht glauben, es war Pablito.« Der Schuhmacher und seine Frau schlossen mich in ihre Arme und küßten mich; dann nahmen sie mich mit ins Haus und gaben mir Kekse und Wein.

In jenen Tagen zogen fahrende Musikanten in Gruppen von Dorf zu Dorf, die sich kümmerlich durchschlugen und von dem lebten, was die Dorfbewohner an Geld erübrigen konnten. Sie spielten auf der Straße und bei dörflichen Tanzvergünstungen, oft ließen sie sich, in bizarre Kostüme gehüllt, auf den mannigfaltigsten, seltsamsten und oft selbst gefertigten Instrumenten hören, und immer fieberte ich ihrer Ankunft entgegen. Eines Tages kam eine Kapelle von dreien solcher Musiker nach Vendrell; sie nannten sich Los Tres Bemoles, »die drei B's«. Ich bahnte mir meinen Weg durch die Menge, die sich auf dem Dorfplatz eingefunden hatte, um sie zu hören - drängelte, bis ich ganz vorne war und hockte mich dann glücklich auf das Kopfsteinpflaster. Schon ihr Aufzug entzückte mich - sie waren als Clowns verkleidet -, und ich hörte verzaubert auf jeden Ton, den sie spielten. Vor allem faszinierten mich ihre Instrumente. Sie führten Mandolinen mit sich, Glocken, Gitarren, selbst Instrumente, die aus Küchengeschirr wie Teekannen, Tassen und Gläsern bestanden. Ob das die Vorläufer jener

merkwürdigen neomodischen Bumsinstrumente waren, wie man sie heutzutage in Jazzkapellen antrifft? Ein Mann spielte auf einem Besenstiel, der wie ein Cello mit Saiten bespannt war, übrigens hatte ich damals noch nie ein Cello gesehen, geschweige gehört. Aus irgendeinem Grund - Vorahnungen mögen da mit im Spiel gewesen sein - faszinierte mich dieses Besenstielinstrument mehr als alle anderen. Ich konnte den Blick nicht davon wenden. Für mich klang es ganz herrlich. Als ich nach Hause kam, erzählte ich atemlos meinem Vater davon. Er mußte lachen, aber ich lag ihm so lange in den Ohren, bis er sagte: »Einverstanden, Pablo, du sollst auch ein solches Instrument haben. Ich mach' dir eins.« Und das tat er auch, nur daß sein Instrument gegenüber der Besenstielkonstruktion beträchtliche Verbesserungen aufwies und noch viel schöner klang. Er schnitzte es aus einem Kürbis und bezog es mit einer einzigen Saite. Wenn Sie so wollen, war es mein erstes Cello. Ich besitze es noch in San Salvador, wo ich es in einer Glasvitrine aufbewahre wie einen Museumsschatz.

Auf diesem Eigenbau-Cello lernte ich viele der Lieder spielen, die mein Vater komponiert hatte, aber auch allerlei volkstümliche Weisen, die von außerhalb in unser Dorf gedrungen waren. Jahre später besuchte ich einmal das nahe liegende alte Kloster Santa Creus und traf dort einen alten Gastwirt, der sich, wie er sagte, noch gut daran erinnerte, wie er mich als neunjährigen kleinen Jungen dieses seltsame Instrument im Kreuzgang des Klosters spielen hörte. Und auch ich entsann mich jener Nacht, da ich im Mondlicht spielte, und die Töne im Schatten der Säulen hallten, bis sie die hell beschienenen halbzerfallenen Klostermauern als Echo zurückwarfen.

Ich sehe nichts Besonderes in der Tatsache, daß ich im Alter von elf Jahren Künstler war. Ich hatte angeborenes Talent und Musik im Leibe, das ist alles. Mein persönliches Verdienst ist es nicht. Das einzige, dessen wir uns rühmen dürfen, ist ja nicht unser Talent, sondern was wir daraus machen. Darum dringe ich bei jungen Musikern auch immer darauf: »Bildet euch ja nichts ein auf euer Talent! Dafür könnt ihr nichts; nur was ihr daraus macht, zählt. Talent ist eine Gottesgabe, haltet sie in Ehren, anstatt sie in den Schmutz zu ziehen oder zu verschleudern. Arbeitet - arbeitet unermüdlich an diesem euren Talent, hegt es und pflegt es!«

NATÜRLICH IST DIE GABE, DIE WIR VOR ALLEM IN EHREN HALTEN MÜSSEN, DAS LEBEN SELBER. UNSERE ARBEIT SOLLTE NICHTS ANDERES SEIN ALS EINE HULDIGUNG AN DAS LEBEN.

—